

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 7

Artikel: Benito Cereno : Seefahrer-Roman. Teil 7
Autor: Melville, Herman
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

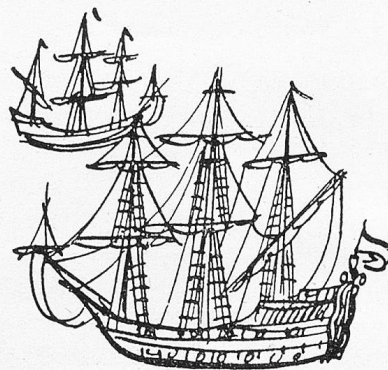
Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Benito Cereno

SEEFahrER-ROMAN VON HERMAN MELVILLE

Copyright by Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich



7

Was da Offiziersmesse hiess, war eine helle Deckkajüte auf dem Achterdeck, eine Art Dachkammer über der grossen Hauptkajüte. Einen Teil hatten die Offiziere früher als Aufenthaltsraum benützt; nach ihrem Tode hatte man dann die Zwischenwände eingerissen, so dass das Ganze nun eine geräumige luftige Schiffshalle war. Mit seinem Mangel an schönen Möbeln und dem maleisch zusammengewürfelten Krimskrums überall, mochte dieser Raum an den vollgepfropften Saal eines schrulligen und alleinstehenden Landjunkers erinnern, der Jagdrock und Tabaksbeutel am selben Hirschgeweih aufhängt und Angelrute, Feuerzange und Spazierstock in dieselbe Ecke stellt. Was aber diesem Vergleich das eigentlich Zwingende gab, das waren die Durchblicke auf das Meer ringsum, denn Meer und Flachland sind oft wie Geschwisterkinder.

Der Boden war mit Matten belegt. Oben, dem Gebälk entlang, waren in gleicher Höhe Vertiefungen eingelassen, in denen vier oder fünf Musketen staken. Auf einer Seite war ein klauenfüssiger alter Tisch am Boden befestigt, mit einem abgegriffenen Gebetbuch darauf; an der Wand gegenüber hing ein kleiner magerer Heiland. Unter dem Tisch lagen ein, zwei schartige Säbel und zwischen melancholischem altem Tauwerk, das wie ein Haufen Kapuzinergürtel aussah, entdeckte man eine zerbrochene Harpune. Dann standen noch zwei lange, grobrippige Ruhesessel aus Malakkarohr herum, schwarz vor Alter und unbequem wie Marterwerkzeuge, und ein grosser verpfuschter Lehnstuhl, der mit seiner verstellbaren Barbierstütze an der Lehne ebenfalls an eine grausige Foltermaschine des Mittelalters erinnerte. In einer Ecke zeigte ein Flaggenschrank buntfarbige Standarten, einige sauber aufgerollt, andere halboffen und wieder andere zerknüllt. Gegenüber stand ein schwerfälliger Waschtisch in schwarzem Mahagoni, wie

aus einem Block gehauen und mit einem Sockel versehen, der zu einem Taufbecken gepasst hätte. Darüber hing ein umgittertes Gestell, das Kämme, Bürsten und andere Utensilien der Toilette enthielt. Eine zerrissene Hängematte aus gefärbtem Bast schaukelte daneben, die Bettücher zerwühlt, das Kissen faltig wie eine gefurchte Stirn, als fände, wer hier schlief, nur schlechten Schlaf und werde abwechselnd von Kummergedanken und Angstträumen heimgesucht. Das äusserste Ende der Messe hing über das Heck hinaus und war von drei Oeffnungen durchbrochen, die als Fenster oder Schiesscharten dienten, je nachdem, ob ein freundlicher Mensch oder ein unfreundliches Geschütz hinauslugte. Jetzt war weder Mensch noch Geschütz zu sehen, doch liessen mächtige Ringbolzen und allerlei rostiger Zubehör erraten, dass hier einst Vierundzwanzigpfünder im Gebrauch waren.

Mit einem Blick auf die Hängematte sagte Kapitän Delano beim Eintreten: «Schlaft Ihr hier oben, Don Benito?»

«Jawohl, Señor, seit ruhigeres Wetter ist.»

«Das sieht ja aus wie Schlafraum und Wohnzimmer, Segelspeicher und Kapelle, Waffenkammer und Privatkabinett, alles in einem, Don Benito», setzte Kapitän Delano hinzu, wie er sich umsah.

«Gewiss, Señor, die Ereignisse waren einer ordentlichen Einrichtung nicht eben förderlich.»

Hier machte der Diener, dem schon die Serviette über den Arm hing, eine Bewegung, als warte er, ob es seinem Herrn nicht endlich beliebe. Don Benito bedeutete ihm, er sei bereit, worauf ihn der Diener im Malakkalehnstuhl Platz nehmen liess, einen Ruhesessel für den Gast davor hinstellte und sich schliesslich ans eigentliche Werk machte, indem er Don Benito Kragen und Halsbinde löste.

Die Neger haben eine ganz merkwürdige Begabung für den Kammerdienst. Die meisten sind geborene Herrschaftsdieners oder Barbieri. Kamm und Bürste schwingen sie mit einer Hingabe, als wären es Kastagnetten und walten ihres Amtes mit so zartem Taktgefühl, dass auch die flinkste Bewegung wunderbar weich und gedämpft wirkt. Ihre Anmut wirkt schon auf den Zuschauer unheimlich wohlthuend, wie viel mehr noch auf den, der solche Behandlung am eigenen Leib erfährt. Und vor allem sind sie die wahren Meister der guten Laune. Damit ist nicht Grinsen und Lachen gemeint, das wäre wohl kaum am Platz, sondern jene unbeschwerter Heiterkeit, die in Blick und Gebärde zusammenklingt, wie wenn Gott den ganzen Neger als eine reizende Melodie hätte komponieren wollen.

Erwägt man ferner, wie lenksam ihr ehrgeizloses, beschränktes Gemüt ist und wie feinfühlig ihre blinde Anhänglichkeit, dann wird man ohne weiteres verstehen, warum jene Hypochonder John-son und Byron — vielleicht dem Hypochonder Benito Cereno darin ähnlich — ihre Kammerdiener, die Neger Barber und Fletscher so sehr in ihr Herz schlossen, aus dem ja die eigene Rasse so gut wie verbannt war. Wenn aber ihre glückliche Natur die Neger schon gegen das Sauertöpfische eines leidenden oder verbitterten Menschen feilt, wieviel stärker muss dann ihr gewinnendes Wesen auf den Menschenfreund wirken?

Solange die Aussenwelt nicht Wirrniss brachte, war Kapitän Delano ein herzensguter Mensch und war es auf ungezwungene, ja vergnügte Art. Er freute sich, wenn er daheim vor seiner Tür sitzen und einen freigelassenen Neger bei Arbeit oder Spiel beobachten konnte. Und war auf der Reise zufällig ein schwarzer Matrose mit, so traf er gleich den rechten Spass- und Plauderton mit ihm. Wie fast alle Menschen, die guten und heiteren Herzens sind, zog es ihn zu den Negern nicht aus philanthropischem Pflichtgefühl, sondern, wie andere Leute zu Neufundlandhunden, einfach, weil er sie liebte. Bis dahin hatte die Lage, in der er die «San Domingo» vorgefunden, diese Neigung nicht aufkommen lassen. Aber hier in der Messe spürte er nichts mehr von der früheren Unruhe und fühlte sich endlich wieder zur Geselligkeit aufgelegt. Und wie er nun den schwarzen Diener mit der Serviette überm Arm sich artig um den Herrn bemühen und ein so menschliches Geschäft wie das Rasieren verrichten sah — da kehrte seine alte Vorliebe für Neger zurück.

So belustigte ihn unter anderem, dass der Schwarze ganz unbedenklich ein breites, schreiend buntes Fahmentuch aus dem Flaggenschrank holte, es seinem Herrn grossartig unters Kinn steckte, und damit ein kleines Beispiel für die Freude des Afrikaners an allem Farbig-Prächtigen lieferte.

Die Spanier rasieren sich auf eine Art, die von der anderer Völker leicht abweicht. Sie benützen ein Becken, das eigens Rasierbecken heisst und auf einer Seite leicht eingebuchtet ist, so dass es sich dem Kinn genau anpasst, wenn es beim Einseifen dagegen gepresst wird. Uebrigens geschieht das Einseifen ohne Pinsel; die Seife wird einfach ins Wasser getaucht und auf dem Gesicht verrieben. Weil nichts Besseres da war, nahm man diesmal mit Salzwasser vorlieb, und nur die Oberlippe und der Hals unterhalb der Kehle wurden eingeseift, da sonst überall der gepflegte Bart wuchs.

Weil diese Vorbereitungen Kapitän Delano ziemlich neu waren, sah er mit Spannung zu, so dass kein Gespräch in Gang kam, wozu übrigens Don Benito im Augenblick auch gar keine Lust zeigte.

Der Neger stellte das Becken ab, suchte sich das schärfste Rasiermesser aus, und gab ihm noch den letzten Schliff, indem er es auf der glatten öligen Haut seiner offenen Handfläche fachmännisch abzog. Nun machte er eine Bewegung, als ob er anfangen wollte, hielt aber noch einen Augenblick inne, das erhobene Rasiermesser in der einen Hand, während die andere nach Barbierart den blasigen Schaum auf dem schwächtigen Hals des Spaniers tatschte. Die plötzliche Nähe des schimmernden Stahls erschreckte Don Benito, er zuckte; seine Geisterblässe wirkte noch fahler gegen den weissen Schaum und der Schaum wiederum noch weisser gegen den kohlschwarzen Negerkörper. So war das Ganze ein recht merkwürdiges Bild, wenigstens für Kapitän Delano. Wie er die beiden so vor sich sah, da erschien ihm auf einmal — närrisch genug — der Schwarze als Henker, der Weisse aber als armer Sünder am Richtblock. Doch war das nur einer jener irrlichternden Einfälle, die im gleichen Atemzug auftauchen und verschwinden und von denen selbst ein ausgeglichenes Gemüt nie ganz frei ist.

Inzwischen hatte sich durch das Zittern des Spaniers die Flaggenserviette etwas gelockert, so dass eine breite Falte vorhangähnlich über den Sessel zu Boden fiel und in einer üppigen Fülle von Wappenstreifen und Grundfarben — schwarz, blau und gelb — ein ummauertes Schloss in blutrotem Feld enthüllte, auf der andern Seite des Schräg-

balkens aber einen springenden Löwen auf weissem Grund.

«Schloss und Löwe», rief da Kapitän Delano, «das ist ja die spanische Flagge, was Ihr da benützt, Don Benito. Gut, dass nur ich sowas sehe und nicht der König», setzte er lächelnd hinzu. «Aber es kommt wohl nicht darauf an, wenn es nur schöne Farben sind», wandte er sich an den Schwarzen, der sich diese spasshafte Schmeichelei offenbar gern gefallen liess.

«So, Master», sagte er, steckte die Fahne wieder zurecht und drückte den Kopf sanft gegen die Kopfstütze des Stuhls zurück. «So, Master», und der Stahl funkelte hart an der Kehle. Wieder bebte Don Benito leise.

«Ihr dürft nicht zittern, Master. — Seht, Don Amasa, Master zittert immer beim Rasieren. Und doch weiss Master, dass ich ihn nie geschnitten habe, aber freilich, wenn Master so zittert, kann es wohl einmal geschehen. So Master», fuhr er fort. «Und jetzt, Don Amasa, redet bitte nur weiter vom Sturm und von allem, was Master erträgt, und zwischendurch kann Master Euch antworten.»

«Ah ja, diese Stürme», sagte Kapitän Delano, «aber je länger ich mir Eure Reise überlege, Don Benito, um so mehr verwundere ich mich, nicht über die Stürme, so schrecklich sie gewesen sein müssen, sondern über die elende Zeit darnach. Denn jetzt seid Ihr nach Euerem Bericht bereits zwei Monate und mehr von Kap Horn nach St. Maria unterwegs, eine Strecke, die ich bei gutem Wind schon in ein paar Tagen gemacht habe. Gewiss, Ihr habt Flauten gehabt, und was für lange, aber zwei Monate ohne Wind zu liegen, das ist doch ziemlich unerhört. Wär mir ein andrer mit einer solchen Geschichte gekommen, Don Benito, ich weiss nicht, aber ich hätte mir wohl einen kleinen Zweifel daran erlaubt.»

Hier erschien auf dem Gesicht des Spaniers jener unbeherrschte Ausdruck wieder, den er vorhin an Deck schon gezeigt hatte. War es nun sein jähes Aufzucken, ein plötzliches schwerfälliges Schlingern des Schiffes oder eine zufällige Unsicherheit in der Hand des Dieners gewesen — genug, das Messer drang ein und langsam tropfte das Blut in den rahmigen Schaum unter der Kehle. Der schwarze Barbier zog den Stahl sofort zurück. Das Gesicht Don Benito, den Rücken Kapitän Delano zugewandt, wie es sein Handwerk mit sich brachte, hielt er das tröpfelnde Messer hoch und sagte in einem drollig bekümmerten Ton: «Schaut, Master — Ihr habt so gezittert — da ist Babos erstes Blut.»

Hätte man vor Jakob dem Ersten von England ein Schwert enblösst oder einen Mord vor den Augen jenes furchtsamen Monarchen vollbracht, er hätte wohl kaum das grausige Entsetzen veraten, das nun aus Don Benitos Gesicht sprach.

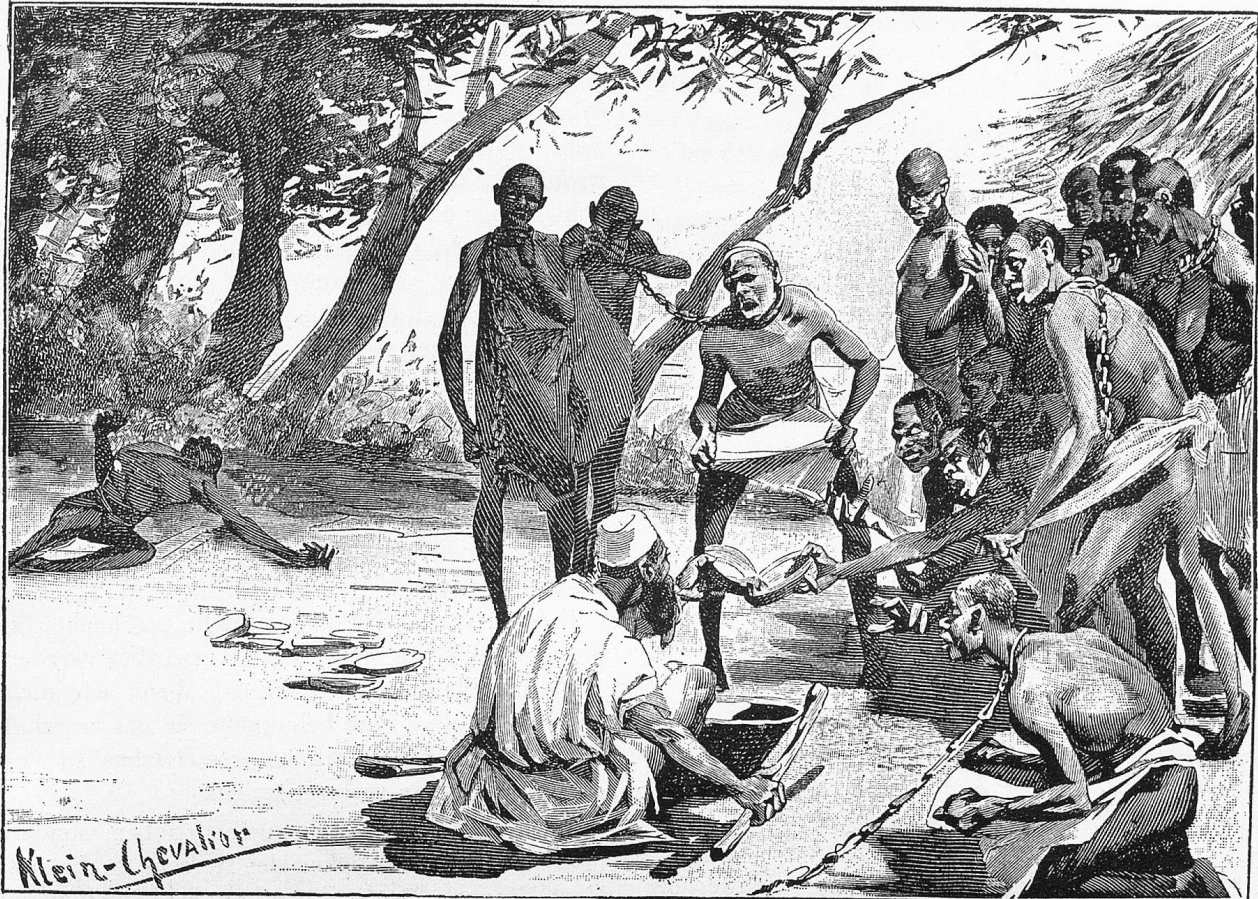
Armer Kerl, dachte Kapitän Delano, so aufgebraucht sind seine Nerven, dass er nicht einmal am Rasiermesser Blut sehen darf. Und dieser hin-fällige Mensch — wie konnte ich mir nur einbil-den, er habe es auf mein Blut abgesehen, er, der nicht einmal den kleinsten Tropfen des eigenen vor Augen erträgt. Wahrhaftig, Amasa Delano, du bist heut nicht ganz beieinander. Sag lieber nicht, wenn du heimkommst, was für ein Tropf du ge-wesen bist. So so, das soll ein Mörder sein? Dabei macht er ja ein Gesicht, als werde er selber er-ledigt. Ich glaube, du hast allerhand gelernt heute.

Während der wackere Seemann sich so zur Rede stellte, hatte der Diener seine Serviette vom Arm genommen und sagte nun zu Don Benito: «So gebt doch bitte Don Amasa Antwort. Master. Ich will indessen das hässliche Zeug vom Messer wischen und es noch einmal abziehen.»

Dabei hatte er sein Gesicht zur Seite gedreht, das nun für den Spanier wie für den Amerikaner sicht-bar war und den Wunsch erkennen liess, man möchte die Unterhaltung doch fortsetzen, damit sein Herr unmerklich von diesem leidigen Zwi-schenfall abgelenkt werde. Als freue er sich selbst, darüber wegzukommen, nahm Don Benito das Ge-spräch wieder auf. Noch einmal erzählte er Ka-pitän Delano, wie die Flauten von seltener Hart-näckigkeit gewesen seien, und wie das Schiff nach-her in widrige Strömungen geraten war. Er fügte noch weitere Einzelheiten hinzu, die allerdings meist nur frühere Angaben wiederholten und suchte mit allen Mitteln zu erklären, warum sich die Fahrt von Kap Horn nach St. Maria so sehr in die Länge gezogen hatte. Zuweilen gedachte er anerkennend der guten Haltung der Schwarzen, wenn er das Lob auch allgemeiner hielt als bisher.

Weil der Diener das Messer immer wieder an-setzte, konnte er diese Mitteilungen nur in den Pausen zwischen dem Rasieren vorbringen, wobei sein Flüsterton noch heiserer klang als sonst.

Da regte sich auch Kapitän Delanos Einbildungs-kraft wieder. Auf einmal kam ihm des Spaniers Gerede so hohl und das trübsinnige Schweigen seines Sklaven so trügerisch vor, dass der Ver-dacht in ihm aufblitzte, die beiden könnten ihm aus Gott weiss welchen Gründen mit all ihrem Reden und Tun, ja selbst mit dem Zittern, das Don



Sklavenfütterung

Benito immer wieder überließ, nur eine Schwindelkomödie vorspielen.

Dass Herr und Diener unter einer Decke steckten, dafür sprachen ja auch die Tuscheleien von vorhin. Wozu aber führten sie dann diese Rasierszene auf? Kapitän Delano musste den Gedanken bald als eine Grille fahren lassen, die unmerklich entstanden war und für die ihn vielleicht der Anblick Don Benitos in seiner Narrenfahne besonders empfänglich gemacht hatte.

Das Rasieren war nun beendet, der Sklave griff flink nach einer kleinen Flasche Riechwasser, goss seinem Herrn ein paar Tropfen auf den Kopf und vertrieb sie geflissentlich, wozu er vor Anstrengung die Gesichtsmuskeln seltsam verzog.

Als nächstes ließ er Kamm, Schere und Bürste spielen. Indem er Don Benito langsam umkreiste, glättete er hier eine Locke, stutzte dort ein widerspenstiges Barthaar, oder gab der Schläfenlocke einen anmutigen Schwung. In all diesen Hantierungen verriet er die Stegreifsicherheit des Meisters, während Don Benito, preisgegeben wie nur irgend-

einer, der im Barbierstuhl sitzt, die Handlung über sich ergehen ließ und wenigstens nicht mehr so unruhig war wie vorher beim Rasieren. So bleich und steif sass er nun da, dass der Neger ganz gut ein nubischer Bildhauer hätte sein können, der die letzte Hand an seine Statue legt.

Endlich war man soweit fertig; die spanische Flagge wurde abgenommen, zusammengeknüllt und in den Flaggenschrank geschleudert; der warme Negerhauch blies noch das letzte Härchen weg, das sich in den Nacken des Herrn verirrt haben mochte, Kragen und Binde wurden zurechtgezupft, ein kleiner Faden noch vom Samtrévers entfernt. Dann trat der Diener etwas zurück, blieb stehen und ließ den Blick mit kaum verholener Selbstgefälligkeit auf dem Herrn ruhen, der nun, was das Aeussere anging, ein Geschöpf seiner kunstfertigen Hände war.

Kapitän Delano zollte der Leistung launigen Beifall und machte auch Don Benito ein Kompliment dazu.

(Fortsetzung folgt)